

Die Krebschalen / Eine Geschichte aus Siebenbürgen von Heinrich Zillich

Krebse sind eine teure Speise, nicht gerade in Kronstadt, dem die Krebsbäche nahe liegen, wohl aber in Mediasch, aus dessen Boden Wein wächst, den guten Bürgern geradewegs in die Köpfe hinein. Davon ist ihr Sinn fröhlich nach allerlei Wind und Pracht.

Es lebte nun dort ein reicher Mann. Der handelte einmal in Kronstadt Krebse ein, brachte sie lebend und schwarz im Wasserkübel mit und wies sie auf dem Weg vom Bahnhof bis zu seinem Haus in der Forkeschgasse, den er, um mehreren Bekannten zu begegnen, über den Marktplatz gewählt hatte, stolz vor und fand allseits neidische Anerkennung, so daß er bei der Mittagstafel die rotgekochten Schalen mit doppeltem Behagen aufbrach. Dabei bemerkte er mehrmals zu seinem Weibe, die Nachbarn, Herr Gräser und Professor Draser, würden gar süß lächeln, wüßten sie um das kostbare Mahl. Als die Frau hierauf flüsternd mit einem Plan herausrückte, wie sie den Neid noch anfachen wolle, murmelte er zwar etwas von der Sauberkeit der Gassen, die durch diese Absicht gefährdet werde, wozu er als Ratsherr keine Hand rühre, aber zog sich gleichwohl gutgelaunt zum Verdauungsschlaf zurück.

Die Frau indessen nahm seine Worte als das, was sie waren, als schlaue Billigung, häufte die Krebschalen auf einen Teller, vergaß nicht eine Schere, und warf sie vor das Haustor. Da gingen nun die Nachbarn vorüber, und bis in seinen Schlummer hinein hörte der Reiche, wie ihre Schritte stockten, manch einer zum anderen sagte: „Der hat heute Krebse gegessen!“ Und es gefiel ihm hinieden auf Erden.

Doch tags darauf, als er behäbig in sein Amt schritt, sah er die Schalen vor des Nachbarns Haus. Etliche standen davor und meinten: „Wo der Gräser bloß das Geld her hat!“ Und wieder nach einem Tage lagen die Schalen vor dem Tor des Professors Draser, und da schwoll dem Reichen die Galle und schwoll noch höher, als die roten Reste am dritten Morgen wieder ein Haus weiter gekehrt waren und manche Bürger davor bewundernd anhielten.

Ob er vor Ingrimms fast erkrankte, es half ihm nichts, denn konnten sich die Nachbarn auch keine Krebse kaufen, die Ehre, für Krebschmauser gehalten zu werden, die wollten sie beileibe nicht ungenossen lassen, und so wanderten die Schalen zum Ärger des Reichen still in den folgenden Nächten immer um ein Haus weiter, die Forkeschgasse hinauf, die Forkeschgasse hinab, bis sie wieder vor seinem Tor lagen. Da ließ er sie in den Müll werfen und dachte, er hätte diese Fahne besser nicht hissen sollen.

*

Das ist ein Probeschluß aus dem pointenfunkelenden Pokale weinfrohen Humors, den Heinrich Zillich uns kredenzt. „Flausen und Plunkereien, lustige Geschichten aus Siebenbürgen“ nennt er sein Buch (erschienen im Eduard Wancura Verlag, Stuttgart,

388 Seiten mit 136 Federzeichnungen von E. von Dombrowski, Ganzleinen 12,50 DM), und wer es liest, den stimmt es heiter und wehmütig zugleich. Heiter, weil der Dichter mit unbeschwerter Fabulierkunst aus einem schier unerschöpflichen Born des heimatischen Frohsinns eines bauernstarken Volksstammes schöpft, der inmitten von Ungarn und Rumänien sein Deutschtum jahrhundertlang erhalten hat, Wehmütig, weil die Quellen versiegt sind, nachdem das gesegnete Land der Siebenbürger Sachsen, in das die ungarischen Könige sie im 12. Jahrhundert riefen, auch hinter dem Eisernen Vorhang versunken ist. Zillich läßt noch einmal die Sonne über das Land im Schoße der Karpathen aufgehen und eine Welt lebendig werden, die verwandte Saiten in uns zum Erklingen bringt, denn alle seine Gedanken kreisen um die Heimat Erde und die Menschen einer glücklicheren Epoche. Lächelnd erzählt uns der Dichter, wie arm unsere Welt geworden ist, Arm an echter Fröhlichkeit.

F. L.